

GLOBUS

Illustrierte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

Vereinigt mit den Zeitschriften „Das Ausland“ und „Aus allen Weltteilen“

Begründet 1862 von Karl Andree

Herausgegeben von

H. Singer

Einundneunzigster Band

Braunschweig

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn

1907

Zwischen den beiden besprochenen alten Strandlinien finden sich noch weitere angedeutet, freilich nicht leicht zu erkennen. Es ist ja auch klar, daß bei dem steilen Böschungswinkel alte Terrassen bald nachstürzen müssen, und daß damit ihre deutlichen Spuren schnell verschwinden können.

Ich habe in Manila nicht ermitteln können, ob andere

Anzeichen für Niveauänderungen in den Philippinen bekannt sind. Hier gibt jedenfalls der über das heutige Meeresniveau um mindestens 80 m gehobene Korallenkalk im Verein mit den geschilderten Strandlinien einen unzweifelhaften Beweis für eine negative Strandverschiebung.

Kapitänleutnant Kurtz,
Kommandant S. M. S. Planet.

Die Heilgötter der Ägypter und Griechen

waren der Gegenstand einer Vortragsreihe Dr. R. Catons im Institute of Archaeology der Universität Liverpool. In einem Berichte der „Nature“ vom 21. März d. J. hierüber heißt es: Der Vortragende erwähnte zunächst die von Athosis, dem Sohne des Menes, und die von Pharaonen, wie Usaphais und Semti, in sehr früher Zeit geschriebenen medizinischen Werke und schilderte dann kurz den Kultus von Isis, Serapis, Thoth und Imhotep und die Tempel, in denen Heilungen vorgenommen wurden. Von diesen war der weitaus wichtigste der Tempel Imhoteps in Memphis. Alle jene Heilstätten sind heute zerstört bis auf den kleinen Imhotepempel auf der Insel Philae. Weiter wurden die zahlreichen medizinischen Mittel der Ägypter und die Sitte der Inkubation oder des Tempelschlafes erwähnt. In den Tempeln nämlich von Isis und Serapis und wahrscheinlich auch in den wichtigeren Heiligtümern Imhoteps schlief der Kranke innerhalb derselben oder in deren Nähe, und es wurde dabei angenommen, daß der Gott sich ihm zu erkennen geben oder im Traume oder in einer Vision zu ihm sprechen und die Art der Behandlung angeben würde. Solche Träume oder Visionen wurden von den Priestern ausgelegt, und die gewählte Behandlung wurde als in Übereinstimmung mit ihnen vorausgesetzt. Manchmal wurde dem Kranken kein Traum gewährt, oder es konnte aus ihm keine Auslegung für die Krankheit hergeleitet werden; in diesem Falle besorgte der Priester das Träumen. Die Imhotepriester hatten außerdem mit dem Einbalsamieren der Leichen zu tun und erwarben zum Teil hieraus beträchtliche anatomische Kenntnisse und eigneten sich gewisse Tatsachen über den Blutumlauf an. Manche der medizinischen Papyri enthalten bemerkenswerte Einzelheiten bezüglich der Blutgefäße und der Bewegung des Blutes, und wahrscheinlich leiteten die Griechen hieraus all ihr Wissen von diesen Dingen her.

In Griechenland und Großgriechenland schrieb man verschiedenen Göttern und Halbgöttern medizinische Kraft zu. Men Karon in Laodicea war eine Heilgottheit, die in Kleinasien einen großen Ruf hatte, und eine bedeutende medizinische Schule war mit seinem Tempel verbunden. Apollo, Amynos, Asklepios, Hygeia, Amphiaraus, Trophonios, Aphrodite und die chthonischen Gottheiten Pluto, Demeter, Persephone und andere von geringerer Bedeutung waren in Griechenland wegen ihrer heilenden Wirksamkeit bekannt. Der Kult des Asklepios war der bei weitem wichtigste. In zahlreichen prächtigen, mit den schönsten griechischen Kunstwerken ausgestatteten Tempeln ging die Verehrung des Gottes und die Behandlung von Kranken Jahrhunderte hindurch vor sich. Die vielleicht wichtigste dieser heiligen Stätten war Epidaurus; es war der Mittelpunkt, von dem aus der Kult sich durch andere Teile Griechenlands und die Kolonien verbreitete. Erfahrene Priester und ebenso die heiligen Schlangen, die für die Inkarnation des Gottes galten, wurden von dort ausgesandt, um das Heilungswerk in Athen, Korinth, Delphi,

Pergamon, Knidos, Rhodos, Kos und an vielen anderen solcher Stätten auszuüben.

In allen Fällen war die Inkubation der erste Schritt und der Führer für die Behandlung. Wahrscheinlich wird das Volk kein Vertrauen zu solchen Methoden gehabt haben, die nur auf dem Glauben beruhten, daß der Gott selbst sie angeraten hatte. Die Priester selbst mögen teilweise Gläubige gewesen sein. Viele der Priester waren Ärzte, die im Laufe von Zeitaltern viele wertvolle Kenntnisse angehäuften hatten; sie besaßen nützliche Methoden in der Behandlung bezüglich des Schlafes, der Diät, der Heilanwendung von Bewegung und Bädern und von Arzneien. Das Ritual war schön und eindrucksvoll, und die Hilfe scheint in menschenfreundlicher Weise gewährt worden zu sein, abgesehen von einem Falle: der Gott und seine Priester müssen mit dem Tode und mit der Geburt nichts zu tun gehabt haben. War eins von beiden nahe, so wurde der unglückliche Patient aus dem heiligen Bereich hinausgetrieben. Erst zur Zeit der Antonine waren die besonderen „Häuser für Geburt und Tod“ vorgesehen, die für diese beiden Klassen von Leidenden außerhalb des Tempels lagen.

In Kos scheint der Einfluß des Hippokrates auf die Ausmerzung des Aberglaubens und die Begründung der Medizin allein auf Wahrheit und Tatsachen gerichtet gewesen zu sein. Auf die Sitte der Inkubation scheint sein Einfluß ohne Wirkung gewesen zu sein, denn sie setzte sich durch die heidnische in die christliche Zeit fort.

Als der Osten christianisiert war, verschwand zuletzt auch der Asklepioskult, aber die Heilungen gingen in derselben Weise vor sich, ausgenommen, daß die heiligen Schlangen verschwunden zu sein scheinen. Die Panakeia oder eine christliche Heilige nahm die Stelle des Asklepios ein, und die Inkubation ging unverändert weiter. Deren Anwendung verbreitete sich über große Teile Europas und fand sich z. B. in England noch in den dunkeln Zeiten des Mittelalters. Ja, sie besteht selbst heute auf vielen Inseln und in manchen Küstengebieten des östlichen Mittelmeeres.

Eine interessante Eigenart dieser alten Heilstätten waren die Einrichtungen für die Unterhaltung und Belustigung ihrer kranken Besucher. Ein großes offenes Theater stand immer zur Verfügung, und hier pflegten die Werke der griechischen Dramatiker über manche Stunde der Langeweile und des Leidens hinwegzutäuschen. In späterer Zeit war manchmal ein „Odeon“, eine Musikhalle, vorhanden. Die jungen Rekonvaleszenten nahmen am Laufen im Stadium und an den Gymnasium- und Palästraübungen teil und erfreuten damit auch die übrigen, die zusahen. Die Heiltempel hatten gewöhnlich eine hohe Lage, wo eine reine Bergluft kräftigend wirkte, und reines, frisches Wasser war in Menge vorhanden. Eine schöne landschaftliche Szenerie, Meisterwerke der Architektur und anderer Künste zogen die Aufmerksamkeit des Besuchers an, erweckten sein Interesse und verminderten ihn, mit seinen Gedanken zu viel bei seinem eigenen Leiden zu verweilen. Die Kranken des alten Griechenlands waren dort ohne Zweifel gut aufgehoben.

Bücherschau.

Türkische Bibliothek, herausgegeben von Dr. G. Jacob, außerordentlichem Professor an der Universität Erlangen. VI. Bd., 140 Seiten. Berlin, Mayer u. Müller, 1906. VII. Bd., 64 Seiten. Ebenda 1907.

In der Anzeige früherer Bände des von Prof. Jacob rüstig fortgeführten verdienstlichen Unternehmens (der I. Band erschien 1904) ist bereits auf den großen Nutzen hingewiesen worden, den wir für die Kenntnis des türkischen Lebens und des türkischen Volkscharakters aus den Übersetzungen der reizvollen ethnographischen Gemälde schöpfen können, die uns Muhammed Teyfik in seinem „Ein Jahr in Konstantinopel“ entrollt. Bereits in den Bändchen II bis IV dieser Sammlung hat uns ein tüchtiger Kenner der türkischen Sprache und Literatur, Dr. Theodor Menzel, mit drei „Monaten“ des türkischen Verfassers bekannt gemacht. Die

Vorzüge des Originals und der musterhaften deutschen Bearbeitung bewähren sich in gleicher Weise in der Skizze Kjätschane (Die süßen Wasser von Europa), die uns Menzel als VI. Band der Bibliothek darbietet. Schon in den „Ramazan-nächten“ (Bd. III, S. 34) konnten wir von den Ausflügen erfahren, welche die Konstantinopeler Gesellschaft auf dem Bosphorus nach Kjätschane unternimmt, „wenn der edle Ramazan in die Tage des Sommers fällt“, denn das tut ja der wandernde Mondmonat nicht immer. Im vorliegenden Bändchen geht der Vorfasser auf das Thema „Kjätschane“ in spezieller Weise ein. Mit der die Arbeit dieses ausgezeichneten türkischen „Modernen“ charakterisierenden Kleinmalerei, die, weit entfernt, den Leser zu ermüden, vielmehr sein Interesse in stetig erhöhter Spannung erhält, wird uns zunächst die topographische Situation jenes beliebten Vergnügungsortes und der

dahin führenden Strecke, sowie das Leben und Treiben daselbst vorgeführt; dann in einer daran geknüpften Erzählung „Binnen drei Tagen verliebt und verheiratet“ (S. 35 ff.) ein solcher Ausflug als Hintergrund für die lebensgetreue Schilderung des besseren türkischen Kleinbürgerlebens, sowie besonders der Umstände türkischer Eheschließung, ihrer Vorbereitung und ihrer Formalitäten benutzt. Wir werden in das Intérieur einer türkischen Kaufmannsfamilie eingeführt, und gegenüber herrschenden Vorurteilen wohlthätig enttäuscht durch die Erfahrung des in ihr herrschenden Bildungsbedürfnisses, nicht etwa in modern europäisierendem, sondern in traditionell alttürkischem Stil. Für die Kenntnis türkischer Erziehungsverhältnisse mag besonders auf S. 43 ff. verwiesen werden; man wird von der Sorgfalt überrascht, mit der sich der Kaufmann Derwisch Efendi um die wissenschaftliche Ausbildung seiner Tochter Hasna bemüht, und einen günstigen Einblick in ein auch aus dem türkischen „Harem“ nicht obligat ausgeschlossenes höheres Leben gewinnen. — Sehr wertvoll ist der diesem Bändchen (S. 105 bis 140) beigegebene historische Anhang in sieben Stücken, in welchen aus historischen Werken verschiedener Zeitalter Beschreibungen des Kjachane, sowie feierlicher Vorgänge an diesem Orte und darauf bezügliche Poesien mitgeteilt sind. Dadurch gewinnen wir erst den historischen Gesichtspunkt für die auf moderne Zeiten bezügliche Darstellung Tevfiks.

Ein anderer vorzüglicher Kenner türkischer Philologie und Ethnographie, Dr. Friedrich Schrader, führt den deutschen Publikum im VII. Bande einen neueren Vertreter der modernen türkischen Literatur vor: den gegenwärtig im Alter von etwa 37 Jahren stehenden Ahmed Hikmet Müftizadeh, Professor der Literatur am Lyceum von Galata-Serai und zugleich Chef des Konsulatsbureaus im Ministerium des Auswärtigen in Konstantinopel. Er versteht es, in seinen Erzählungen seine hohe Achtung vor den ererbten türkischen Nationaltugenden in Schilderungen zu veranschaulichen, die wohl ihre occidentalische, vornehmlich französische Beeinflussung nicht verleugnen können, aber nichtsdestoweniger echt türkisches Gepräge veranschaulichen. Während wir durch die Gemälde des M. Tevfik in die bunte Welt türkischer Lebensgewohnheiten eingeweiht werden, Sitten und Bräuche des Alltags bis in die geringsten Einzelheiten kennen lernen, ragt Ahmed Hikmet vorzugsweise durch sein Erfassen innerlicher psychologischer und ethischer Situationen hervor. Dr. Schrader bietet in seinem einleitenden Essay über „Ahmed Hikmet und sein Werk“ eine lehrreiche anziehende (charakteristisch dieses Schriftstellers und seiner Novellensammlung „Dornengarten und Rosengarten“, aus der er hier drei Erzählungen übersetzt, die auch von allgemein belletristischem Gesichtspunkt Beachtung verdienen. „Ninni (Das Wiegenlied)“ ist eine ergreifende Tragödie der Mutterliebe (S. 10 bis 30); in „Tante Nakije“ (S. 31 bis 49) — Selbsterlebnis des Verfassers — lernen wir eine Spartanermutter kennen, die der in islamischem Sinne als Märtyrertod empfundene Verlust ihrer im Kriege heldenmütig gefallenen drei Kinder eher beseligt als betrübt; in „Salhas Sünde“ (S. 50 bis 64) vertritt der Verfasser „das Recht der Vernunft und der gebieterisch auftretenden Regungen der menschlichen Seele gegenüber der individualitätsfeindlichen religiösen und sozialen Satzung“. Die „Sünde“ ist der Willkommkuß, den die liebende Gattin ihrem seit lange abwesenden und endlich an einem Ramazantage heimkehrenden Gatten auf die Lippen drückt: ein Bruch des Fastengesetzes nach strenger islamischer Auffassung. Der Verfasser hat seiner Schilderung dieses im Grunde nicht eben tief sinnigen Konfliktes durch eine überaus anschauliche Beschreibung der Tarawih-Andacht der Ramazan-Nächte und der lärmenden Bräuche bei Tagesanbruch (Beginn des Fastens) erhöhtes Interesse verliehen.

Wie in den vorhergehenden Bänden wird auch in den vorliegenden beiden Fortsetzungen der Wert und die Nutzbarkeit der in philologischer Beziehung den strengsten Forderungen genugtuenden Übersetzungen durch eine überaus reichliche Reihe von Anmerkungen gesteigert, in denen eine dankenswerte Fülle von philologischer, geschichtlicher, literarhistorischer und ethnographischer Belehrung dargeboten wird, an der außer den beiden Übersetzern auch der Redakteur einen erheblichen Anteil hat. Alle ohne solche Wegweisung dunkeln Realien des Textes werden in diesen Anmerkungen in gründlicher Weise aufgeklärt und überall die nötigen Literaturnachweise erstattet. Besonders darf auf die zahlreichen Aufschlüsse über abergläubische Anschauungen und Bräuche, sowie über volkstümliche Glaubensvorstellungen in beiden neuen Bänden hingewiesen werden. — Es mögen nun noch einige Bemerkungen gestattet sein. Bd. VI, S. 50, Anm. 1 wird aus Versehen das Werk des Rühüb Isfahani an den Rand einer Ausgabe der Thamarat al-aurak versetzt; der typographische Tatbestand ist eben der umgekehrte: das

letztere Werk des Ibn Haddscha füllt die Margines der Ausgabe der Muhadharat. — In Bd. VII, S. 12, Anm. 2 kann noch auf die Literatur verwiesen werden, die hier im „Globus“ Bd. LXXX, Nr. 2 über die geöffnete Hand als Amulett gegen das böse Auge zusammengestellt ist. — S. 17, Anm. 3 vgl. Goldziher, Muhammed. Studien II, S. 408 ff. — Zu den S. 47, Anm. 2 mitgeteilten Formeln zur Bannung böser Einflüsse einer Trauerkunde sind arabische und jüdische Parallelen gegeben in der Revue des Etudes juives, Bd. L (1905), S. 187. — S. 55, Z. 9 ist salat-i-vitr nicht als „Frühgebet“, sondern eher als ein zu dem spätesten Nachtgebet gehöriger Ritus zu determinieren.

Es darf schließlich auch bei dieser Gelegenheit wiederholt auf den großen Nutzen hingewiesen werden, den diese Türkische Bibliothek, für deren Herausgabe man dem unermüdlich tätigen Professor Jacob nur dankbar sein muß, für die orientalische Literatur- und Volkskunde bietet. Es ist erfreulich, daß der Herausgeber einen Stab von fachkundigen Mitarbeitern ständig heranziehen konnte, durch deren Beteiligung an der nützlichen Bestrebung des Herausgebers der Umfang des Unternehmens sich auf noch größere Kreise der türkischen Literatur erstrecken kann. Wie die in Klammern beigegebenen zahlreichen Zusätze in den Anmerkungen beweisen, unterläßt es Jacob nicht, seine Gelehrsamkeit auch den Arbeiten der Mitarbeiter zugute kommen zu lassen. Es wäre dringend zu wünschen und bei dem wachsenden Interesse an orientalischen Dingen zu erwarten, daß das rüstige Fortschreiten der durch den selbstlosen Eifer Jacobs innerhalb des kurzen Zeitraumes von drei Jahren auf acht Teile gebrachten „Türkischen Bibliothek“ durch die Teilnahme des lesenden Publikums immer mehr gefördert werde. G—r.

A. M. Tozzer, A Comparative Study of the Mayas and the Lacandonnes. Mit Abb. Newyork 1907.

In den Jahren 1902 bis 1905 hat der Verfasser im Auftrage des Archaeological Institute of America die Mayas und die Lacandonnes besucht und längere Zeit unter ihnen gelebt, um ihre Sprache und ethnologischen Eigentümlichkeiten zu studieren. Der vorliegende Band enthält den ethnologischen Bericht, der vieles Neue von Bedeutung bringt.

Die Mayas bewohnen in der Zahl von 200000 bis 300000 die Halbinsel Yucatan und einige angrenzende Gebiete; sie sind seit langem zum Christentum bekehrt. Die Lacandonnes wohnen in den unzugänglichsten Urwaldgebieten von Ost-Chiapas und Nordguatemala in der Zahl von 200 bis 300 Seelen und sind bis zum heutigen Tage Heiden geblieben. Sie sprechen aber, abgesehen von geringer dialektischer Verschiedenheit, dieselbe Sprache wie die Mayas und nennen sich auch ebenso wie diese: Massawal. Sie sind also offenbar ein Zweig desselben Volkes.

Kurz wird die Geschichte der Mayas erzählt und ihr Wohnort geschildert, wobei freilich kleine Verstöße vorkommen: Yucatan erreicht nicht bloß Höhen von 200 Fuß, sondern von etwa 400 m. Auch ist nicht richtig, daß die Gewässer der dortigen Cenotes (Höhlen) keine Strömung zeigten, in einzelnen Cenotes ist die Strömung sehr ausgesprochen. Im übrigen aber ist auch dieser Teil des Buches gut und ansprechend. Vortrefflich ist die Schilderung der sozialen Verhältnisse der Lacandonnes. Jede Familie trägt den Namen eines Tieres; die Totemidee als solche lebt aber nicht mehr deutlich fort. Der Verfasser konnte 18 solcher Tiernamen sammeln; die Maaß-Gens heißt auch Garcia (dieser spanische Familienname ist, wie ich zufällig weiß, deshalb auch Lacandonenname geworden, weil ein Mann dieser Gens sich taufen ließ und einen Garcia als Paten hatte). Neben dem Familientiernamen existieren noch persönliche Tiernamen. Im Familienregiment zeigen sich noch Reste des Matriarchats. Polygamie ist häufig, Polyandrie wird behauptet, ist aber nicht nachgewiesen. Die Heiratszeremonien sind sehr einfach; größere Pubertätszeremonien fehlen. Die Fruchtbarkeit ist ziemlich groß. Toten werden Speisen und Getränke gewidmet. Jede Ansiedelung enthält eine Tempelhütte. Wenn zwei Familien in einem Hause wohnen, so hat jede ihre eigene Feuerstelle an einem Ende desselben. Das Familienleben ist herzlich und streng moralisch. Den Lebensunterhalt schaffen Jagd und Fischfang (ausgeführt mit Bogen und Pfeilen), sowie Ackerbau. (Infolge eines Mißverständnisses glaubt der Verfasser, ich hätte die Lacandonen für nomadisch erklärt; tatsächlich sprach ich aber nur — Das nördliche Mittelamerika, Braunschweig 1897, S. 259 — von einer geringen Seßhaftigkeit, wie sie durch die bedeutenden Wohnungsverschiebungen in den letzten Jahrzehnten, wie in der Zeit der Conquista nachgewiesen sind.)

Besonderes Interesse erwecken die Abschnitte über die Religion der Lacandonnes und Mayas. Während letztere trotz ihres Christentums noch zahlreiche, freilich oft stark ver-